

# Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 9

Beilage zur Gleichheit

1911

**Inhaltsverzeichnis:** Aus der Geschichte unseres Hausrats: Herd und Herdgeräte. III. Von Hannah Lewin-Dorsch. — Das gefährliche Alter. Von Hermann Wendel. — Zitronen und Apfelsinen. Von M. Kl. — Feuilleten: Heralles. Von Adam Könyl. — Wie Klein-Janel sterben mußte. Von Ketty Guttman.

## Aus der Geschichte unseres Hausrats.

Von Hannah Lewin-Dorsch.

### Herd und Herdgeräte.

#### III.

Zum Herde gehörten schon frühe ein paar Geräte, um das Feuer anzufachen und in Brand zu halten. Im Althochdeutschen wird zum Beispiel die Ofenrücke erwähnt, ein einfaches Instrument, mit dem man die Glut aufeinanderhäufte und die Asche zusammenlegte. Es ist eine Stange, deren eines Ende ein viereckiges oder halbkreisförmiges Brettchen trägt. Der Räder verwendet noch heute ein ganz ähnliches Gerät. Auch der Feuerhaken oder Schürhafen, der jetzt noch zu jedem mit Kohle geheizten Zimmerofen gehört, geht ins frühe Mittelalter zurück. Zum Anblasen der Glut gebrauchte man sächerförmige Wedel aus Schilf, aus Blättern oder aus Stroh geflochten und später die bekannten Blasebälge. — Der Feuerdeckel, Feuerstulp oder Stülpe war ein hutartiges Gerät von Kegel- oder Halbkugelform, das man des Nachts zum Schutze gegen Feuergefahr über die glühenden, mit Asche bedeckten Kohlen stülpte; in den mittelalterlichen Küchen Deutschlands finden wir es gewöhnlich aus Messingblech. — Auf alten Bildern schon sieht man neben dem Herde den Besen zum Abkehren der Herdplatte an der Wand hängen; dem gleichen Zwecke diente auch der Flederwisch aus Gansflügeln; solche fand ich übrigens auch noch jetzt in älteren Haushaltungen über dem Herde hängend. — In mittelalterlichen Gedichten kommt bei der Küchenausstattung nicht selten der „Panzerfleck“ vor, den wir auch noch zum Herde und seinem Zubehör rechnen dürfen. Er dient zum Reinigen der Wände des Kochgeschirrs vom schwarzen Herdruß und besteht aus einem Stück Drahtgeflecht, Drahtpanzer. Grimm macht in seinem berühmten großen Wörterbuch darauf aufmerksam, daß in der Gegend von Basel ein zum Reinigen der Pfannen gebrauchtes kleines Drahtgeflecht noch jetzt „Harnischbläh“ genannt werde (Bläh = Fleck, Fliesen, Lappen). Dieser „Panzerfleck“ hat sich ja auch, wie bekannt, in vielen Gegenden von Deutschland bis in die Gegenwart hinein erhalten und wird von unzähligen Frauen alle Tage in ihrer Küche benutzt. So unscheinbar er aussieht, und so unansehnlich und schmutzig sein Amt ist, so ehrwürdig ist er doch durch sein Alter. — Neben jeder Feuerstelle hing in alten Küchen auch stets ein Kessel- und Pfannenunterseher, oft sogar deren mehrere. Sie wurden als Unterlage benutzt, wenn man die ruhigen Schüsseln von der Glut der Herdplatte hob und auf den Tisch setzte, um die Mahlzeit zu halten. Denn ein Umsfüllen der Speisen aus dem Kochtopf in besondere Schüsseln kannte man natürlich zunächst noch gar nicht; und später, als dergleichen Geschirr gebräuchlich wurde, fand es sich doch auch nur in reicheren Küchen. Wird doch auf dem Lande und in ärmlieheren Haushaltungen auch heute noch die Pfanne mit den gerösteten Kartoffeln, mit den geschmälzten Knödeln oder dergleichen geradewegs vom Herde auf den Esstisch gestellt; und auch heute noch braucht man dann Pfannenunterseher, gerade wie früher. Im Mittelalter waren diese meist aus Stroh geflochten. In den niederdeutschen Häusern des nordwestlichen Deutschland findet man sie jetzt unter dem Namen Schüsselkranz oder auf Platt: Schötelkranz. Es sind hübsche zierliche Gerätelein, die ihre Entstehung häufig der Hand eines kunstfertigen Schäfers verdanken. Der Schötelkranz besteht aus etwa 5 Zentimeter langen und 1 1/2 Zentimeter breiten Holzpflocken, deren jeder in der Mitte einen Einschnitt trägt. Durch Verzapsung in diese Einschnitte werden die einzelnen Holzstäbchen zu einem kunstvoll aussehenden Kranz von etwa 22 Zentimeter Durchmesser und 5 Zentimeter Höhe zusammengefügt. Jetzt sammelt man diese anspruchlosen alten Geräte für die Museen, während sie früher in jedem, auch dem einfachsten Haushalt zu finden waren; die mittelalterlichen Küchenbeschreibungen vergessen nie, dieses Gerät zu erwähnen als einen notwendigen Bestandteil der Einrichtung.

Wichtiger im Gange der Kultur und charakteristischer für den Herd und seine ganze Ausstattung, als die eben behandelten so-

genannten „kleinen Herdgeräte“, sind einige andere Stücke des Hausrats, die gleichfalls mit der Feuerstelle zusammenhängen, und von denen wir vorab den Feuerbock erwähnen müssen. Der Feuerbock ist seit Jahrhunderten unter einer Unmenge verschiedener Namen bekannt; er heißt: Feuerroß, Feuerhengst, Feuerhund, Brandbock, Brandeisen, Brandreibe, Brandrute, Brandert usw. Man darf den Feuerbock vielleicht das wichtigste unter allen Herdgeräten nennen, wenigstens vom Standpunkt der Völkerkunde aus. Aber die Geschichte seiner Entstehung und Verbreitung im Laufe der Zeiten sind wir noch nicht in allen Punkten genügend aufgeklärt; aber wie vieles da auch im einzelnen noch zweifelhaft sein mag, „das steht doch durchaus fest“, sagt der Kulturforscher Professor Meringer in Graz, „daß seine Erfindung in sehr alte Zeiten zurückgeht“. Jedenfalls reicht der Feuerbock bis in prähistorische Zeiten hinauf, wie eine Anzahl von vorgeschichtlichen Funden beweist. Auf deutschem Boden allerdings scheint er so frühe noch nicht bekannt gewesen zu sein, wenigstens fehlen Beweise dafür. Alle Funde von prähistorischen Feuerböcken sind in Italien gemacht worden, oder doch in Gegenden, die unter italischer Kultureinfluss standen; das nördlichste Exemplar fand sich, soviel ich weiß, auf dem Grund des Sittlacherhofs, nicht weit von Zürich. — Der Feuerbock dient als Unterlage für die großen Holzschiffe, die man auf der Herdplatte entzünden will. Er besteht aus einem halbkreisförmig oder halbmondförmig gebogenen Gestell aus Ton oder aus Metall, das an seinen beiden Enden durch Füße unterstützt ist. Man hat zu unterscheiden den vierbeinigen und den dreibeinigen Feuerbock; der erstgenannte stellt die ältere Form dar, alle vorgeschichtlichen Feuerböcke sind ausnahmslos vierbeinig. Häufig ist die Form äußerst einfach: über je zwei Füßchen rechts und links ist eine Stange oder ein Wulst gelegt, der an beiden Seiten mehr oder weniger bündel- oder hornartig in die Höhe gebogen ist. Man hat die Urform vom Halbmond abgeleitet, auch wohl vom Hörnerpaar des hochgeschätzten und oft heilig gehaltenen Rindes. Sicherlich hat der alte Feuerbock eine noch nicht völlig und einwandfrei aufgeklärte Beziehung zu frühen kultischen Anschauungen gehabt.

In Deutschland ist der Dienst des Feuerbockes lange Zeit hindurch von dem sogenannten „Wilstein“ erfüllt worden, über den wir in einem früheren Aufsatz berichtet haben; er ist aus Stein und dem Herde fest angebaut. Vielleicht kaum vor dem Jahre 1000 nach Christi Geburt wurde der „Wilstein“ ersetzt durch den Feuerbock, der sich von Süden nach Norden hin verbreitete. Abgesehen ist dieses für Deutschland damals neue Kulturelement nicht von allen Germanen angenommen worden, bei den nordisch-germanischen Völkern findet es sich nie. Hingegen hat man ihm auf südlicherem Boden nach und nach, neben der Erfüllung seines eigentlichen Zweckes: die Holzschiffe zu unterstützen, noch manche andere Haushaltfunktionen übertragen. Der Feuerbock hat infolgedessen Erweiterungen und Veränderungen seiner ursprünglich einfachen Form erfahren, von denen wir später reden wollen.

o o o

## Das gefährliche Alter.

Unter anderen Büchern gleicht „Das gefährliche Alter“ von Karin Michaelis\* einem Feldstein, der in einen Sumpf hineinplatzt und die Frösche zum entrüsteten Quaken bringt. Von Dänemark kam das Buch, und ehe es in Deutschland gelandet war, schallte schon von drüben der laute Streit der Meinungen herüber. Hier tobte er mit nicht minder Leidenschaft. Im Handumdrehen hatten sich zwei Parteien gebildet. Die einen, voran die mehr oder minder verschrobene Amazonen der bürgerlichen Damenemanzipation, aber auch ganz geheite Köpfe darunter, riefen begeistert: Hört die neue Offenbarung! Die Frau zwischen vierzig und fünfzig ist entdeckt! Sie fordert das Recht auf Umarmung! Die Frau zwischen vierzig und fünfzig ist die Lösung der Zukunft! Die anderen, in der Hauptsache die Vertreter der flanellenen Tugend mit und ohne Wäffchen, zeterten in sittlicher Entrüstung: Das Buch ist ein Giftquell! Die Frau zwischen vierzig und fünfzig hat kein Recht auf Leidenschaft und Umarmung! Die Frau zwischen vierzig und fünfzig gehört im

\* Karin Michaelis, Das gefährliche Alter. Tagebuchaufzeichnungen und Briefe. Konfordia, Deutsche Verlagsanstalt G. m. b. H. Berlin W 30.

Ballsaal auf den „Drachensfels“, wo die werdenden Schwieger- und Großmütter thronen! Haltet das deutsche Haus rein!

Prüft man das Buch und das Problem, soweit ein solches darin aufgerollt wird, vorurteilslos, so wird man sich zu keinem der beiden Heerhaufen schlagen können. Als erstes Gefühl nach der Lektüre des wenig umfangreichen Bandes stellt sich eine ehrliche Enttäuschung ein, denn zweifellos finden sich in der gewaltigen Bücherwelle, die jährlich über den Markt dahinströmt, Werke von ähnlich dokumentarischer Bedeutung und tieferem Werte, die unbemerkt vorübergehen. Dieses hat vor den anderen Glück gehabt und ist zu einem Verlegererfolg und zu dem geworden, was man das Buch der Saison nennt. Dann löst die Heldin der Tagebuchaufzeichnungen beim besten Willen zum seelischen Verständnis im ersten Augenblick kaum ein anderes als medizinisches Interesse ein. Diese Elsie Lindner ist ein reiches, verwöhntes, hysterisches Weibchen, das zwei Jahrzehnte mit ihrem Gatten friedlich zusammengelebt und ohne Bedenken und nicht ohne innere Teilnahme alle ehelichen Pflichten erfüllt hat, und das ihm im zweiundvierzigsten Jahre seines Lebens davongeht, ohne ersichtlichen äußeren Grund, nicht von einer Leidenschaft fortgerissen: sie muß „fort von den Menschen, heraus aus dem Ganzen“. In Einsamkeit und Abgeschiedenheit läßt sie sich eine Villa bauen und lebt nun dort, mehr und mehr einer wachsenden Männertollheit verfallend. Schließlich bietet sie sich einem jüngeren Manne an, der früher einmal für sie in Leidenschaft flammte. Dieser kommt, sieht die Spuren des Alters an dem einst geliebten Weibe, die Kränzfäden um die Augen, die formlosen Hüften und wendet sich. Nur damit er ihr ewiges Weh und Ach aus dem einen Punkte kuriere, wirft sie sich darauf ihrem geschiedenen Manne wieder an den Hals, aber auch er dankt: mit einer Neunzehnjährigen hat er sich bereits verlobt. Dazwischen orakelt Elsie Lindner in den seltsamsten Aphorismen über die Beziehungen der Geschlechter zueinander, die meist von der Tiefe jenes vielzitierten Wortes sind: „Wenn Männer ahnten, wie es in uns Frauen aussieht, wenn wir über die Vierzig hinaus sind, sie würden uns fliehen wie die Pest oder uns niederdrücken wie tolle Hunde.“

Zweifellos ist diese unbefriedigte Hysterika ein Typ, der in der weiblichen Bourgeoisie von heute nicht gerade selten ist und der neben der schneidenden sozialen Not unserer Zeit mit seiner winselnden erotischen Not fast verächtlich erscheinen mag. Denn mehr noch als von den großen Leidenschaften der Seele gelten hier die Verse der Ida Christen:

Alles euer girrendes Herzeleid  
Ist lange nicht so weh  
Wie Winterälte im dünnen Kleid,  
Die bloßen Füße im Schnee.

Alles eure romantische Seelennot  
Schafft nicht so herbe Pein,  
Wie ohne Dach und ohne Brot  
Sich betten auf einen Stein.

Körperlich ausgeruht und überernährt, geistig unbeschäftigt, geschlechtlich unbefriedigt, mag dieser Typus wohl schließlich in dem Verhältnis zum Manne den Mittelpunkt alles Seins, Fühlens und Denkens finden und von einer hitzigen Brunst verzehrt oder zu Katastrophen getrieben werden. Man täte im übrigen Karin Michaelis unrecht, wenn man glaubte, sie hätte dieses Entartungsgeköpfs als ein Vorbild hinstellen wollen. „Ich hatte,“ mit diesen Worten hat sie sich darüber ausgelassen, „tatsächliche Beobachtungen an einer Anzahl mondainer Frauen, Gesellschaftsschönheiten gemacht. Der Zusammenbruch, den sie erlitten, wenn es galt, Abschied von der Jugend zu nehmen, gestaltete sich mir zum künstlerischen Problem. Es gibt ein gefährliches Alter, eine Krise für die Mehrzahl, aber so wie meine Frau Elsie Lindner erleben sie die Inhaltlosen, Leeren, Krankhaften. Ich habe doch die Heldin ironisiert als eine mit Blittergold übertünchte, geistig abnorme Frau. Vielleicht habe ich ihr mitunter Dinge in den Mund gelegt, die ich denke und nicht scharf genug herausgehoben, was sie meint, so daß es als meine Ansicht gilt.“

Aber es geht doch nicht an, das Buch lediglich als eine literarische Sensation oder eine Modetorheit zu verwerfen. Mag der Typ, den es schildert, ein unerfreuliches Produkt einer sich zersetzenden Gesellschaftsordnung sein, so ist er doch auch zugleich ihr Opfer. Und wenn der Widersinn unserer sozialen Verhältnisse, im letzten Grunde bedingt durch den Konflikt zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen, sich bei den Besitzenden in derlei erotischen Leibes- und Seelennöten äußert, so steckt auch darin ein Stück Tragik. Es ist ja eines unserer wichtigsten Argumente gegen die bestehende kapitalistische Ordnung, daß ihr Druck Müßiggängern aller Klassen auf die eine oder andere Art unerträglich wird, und wie unsere

sozialistische Erkenntnis den speißbürgerlichen Hohn über die „alte Jungfer“ — ebenfalls eines und vielleicht das jämmerlichste Opfer unserer Gesellschaftsordnung — als eine verständnislose Grausamkeit brandmarkt, so sollten wir uns auch nicht an dem billigen Spott über jene anderen Opfer genügen lassen, ob uns nun ihre Erscheinung menschlich sympathisch ist oder nicht.

Sobald man den Horizont weiter spannt, kann man sogar einen Fortschritt der Entwicklung darin erkennen, daß auch die Frauen zwischen vierzig und fünfzig ihr Recht auf Leidenschaft fordern. An sich wäre es eine sehr dankenswerte und ergiebige Aufgabe, zu untersuchen, wie sich in den Dramen und Romanen das Lebensalter der Heldinnen immer höher hinausschiebt. Es würde sich ergeben, daß Karin Michaelis mit ihrer Frau von Vierzig schon Vorgänger gehabt hat. Ganz zu schweigen von Balzac, der den Bacchisch zur Seite schob und die Frau von dreißig Jahren einführte, schrieb bereits vor Jahrzehnten der berühmte französische Kritiker Jules Janin: „Die Frau von dreißig, vierzig Jahren war früher ein Territorium, das als verloren für die Passion, das heißt für den Roman und das Drama galt; aber heutzutage, dank der Entdeckung jener lachenden Gesilde, herrscht die vierzigjährige Frau allein in Drama und Roman. Diesmal hat die neue Welt ganz die alte Welt unterdrückt, und die Frau von vierzig Jahren besiegt das junge Mädchen von sechzehn. „Wer klopft?“ ruft das Drama mit seiner tiefen Stimme. „Wer ist da?“ schreit der Roman mit seiner hohen Fistel. „Ich bin es,“ antwortet zitternd das sechzehnte Jahr mit seinen Perlenzähnen, seinem Busen von Schnee, mit seinen weichen Linien, seinem frischen Lächeln, seinem sanften Blick. „Ich bin es. Ich stehe in dem Alter wie Julie bei Racine, Desdemona bei Shakespeare, Agnes bei Molière, Zaira bei Voltaire, Manon Lescaut beim Abbé Prévost, Virginie bei Saint Pierre. Ich bin es, ich habe dasselbe liebliche, flüchtige, bezaubernde Alter wie alle jungen Mädchen bei Ariost, bei Lesage, bei Byron und Walter Scott. Ich bin es, ich bin die Jugend, die hofft, die unschuldig ist, die ohne Furcht einen Blick, schön wie der Himmel, in die Zukunft wirft. Ich habe das Alter der menschlichen Neigungen, aller edlen Instinkte, das Alter des Stolzes und der Unschuld. Weist mir meinen Platz an, lieber Herr!“ So spricht das liebliche Alter von sechzehn Jahren zu den Romanschristkellern und Dramendichtern. „Wir sind,“ lautet die Antwort, „mit deiner Mutter beschäftigt, Kind; komm' nach zwanzig Jahren wieder, und wir wollen sehen, ob wir etwas aus dir machen können.“

Warf sich Jules Janin hier zum Verfechter der Sechzehnjährigen gegen die Vierzigjährige auf, so unterließ er es, nach dem Grund zu forschen, der die Vierzigjährigen im Leben wie in der Literatur an eine Stelle rückt, an der sie früher nie gestanden haben. Ohne Zweifel prägte sich darin ein Fortschritt in der Befreiung der Frau aus. Nach der Zertrümmerung des Mutterrechts hat die von Männern beherrschte Gesellschaft des Privateigentums das Weib zum Geschlechtsstier entwürdigt mit dem einzigen Zwecke, den Vätern Erben zu gebären. Aber um ganz zweifelsfrei legitime Erben zu gebären, mußte gleichzeitig in diesem Geschlechtsstier Weib das Geschlecht nach Kräften gefesselt werden. Der Orientale behängte zu diesem Ende sein Weib mit Schleiern und sperrte es hinter Gitterwerk; für den Abendländer tat eine juristische Vergitterung und eine moralische Verschleierung dieselben Dienste. Von der Überzeugung durchdrungen, daß heißes Blut das Schloß auch des raffiniertesten Keuschheitsgürtels zu sprengen vermag, hat die Gesellschaft durch Jahrtausende hindurch dem Gefühl des Weibes Ketten angelegt. Sie hat ihm suggeriert, daß, was beim Manne eine flüchtige Entgleisung der Minute ist, für die Frau die dauernde Schande des Lebens bedeutet; sie hat ihm eingeredet, daß durch natürliche Bestimmung der Mann zur Vielweiberei, aber nicht das Weib zur Vielmännerei neige; sie hat ihm beizubringen gewußt, daß wieder von Natur die Frau weniger sinnlich sei als der Mann. In allen medizinischen Handbüchern findet sich diese Lüge einer Gesellschaft, deren Gesetze bis heute nur von Männern geschrieben wurden, und eine Lüge, denselben Gründen entspringend und demselben Zwecke geweiht, ist es, wenn man die Frau zwischen vierzig und fünfzig zwingt, nicht mehr Weib zu sein und schon in ihrem Äußeren, schmucklos gekleidet, auf alle die Reizmittel Verzicht zu leisten, die nun einmal im Verkehr der Geschlechter eine so große Rolle spielen. Nicht die Natur in ihrer unerschöpflichen Güte, sondern die engherzige Gesellschaftsordnung des kapitalistischen Privateigentums ächtet es als einen Schimpf und eine Schande, wenn sich eine Frau mit grauen Haaren bacchantisch benimmt, während sie für einen greisen Sünder männlichen Geschlechts das verstehende und verzehrende Lächeln immer bereit hat. Hätte die Natur das Weib von seinem vierzigsten Jahre ab zur Entfugungsrolle verdammt, so hätte sie auch von diesem Jahre ab den Brand der

tobenden Sinne in seinen Adern gelöst; wenn man einwendet, daß die Natur die Frauen früher weilen läßt, so doch sicher nur die Frauen, die nichts anderes als Last und Geschlechtstier des Mannes und nie dazu gekommen sind, alle ihre Kräfte ausreifen zu lassen. Man braucht sich wahrhaftig nicht auf das abgeleierte Beispiel der Ninon de l'Enclos und der unersättlichen Katharina von Rußland zu berufen, um vorauszusagen, daß einst auch jene Generation von Frauen der sieghaften Anziehungskraft blühender Geschlechtsreize nicht ermangeln wird, der es heute versagt ist, Weinlaub im Haar zu tragen.

Wenn sich darum heute die Frauen zwischen vierzig und fünfzig Jahren gegen die Aschenbrödelrolle im erotischen Leben wenden und wehren, so steckt auch darin ein erfreuliches Stück Auflehnung gegen den Zwang einer überlebten, zum Untergang reifen Gesellschaftsordnung. Die Gisse Lindner der Karin Michaelis sieht wohl ein, daß die Grausamkeit, mit der man die alternde Frau mit ihrem Hoffen und Wünschen sich selber überläßt, der Gesellschaft entspringt. „Niemand,“ schreibt sie, „hat bisher jemals laut die Wahrheit ausgesprochen, daß die Frau mit jedem Jahre, das vergeht — wie wenn der Sommer kommt und die Tage länger werden —, mehr und mehr Weib wird. Sie erschläft nicht in dem, was ihr Geschlecht betrifft, sie reißt bis tief in den Winter hinein. Aber die Gesellschaft zwingt sie, einen falschen Kurs zu steuern. Ihre Jugend darf nur bestehen, solange die Haut glatt und der Körper verlodend ist. Sonst gibt sie sich dem boshafsten Gelächter preis. Eine Frau, die es wagt, das Recht des Lebens in den späteren Jahren zu fordern, wird mit Abscheu betrachtet.“ Aber die sich bäumende Verzweiflung der Alternden bei Karin Michaelis klingt schließlich in eine dumpfe Entsagung aus, und in der Tat birgt die Gesellschaftsordnung von heute in sich keine Lösung dieses Problems.

Die Lösung schlummert vielmehr im Schoße der sozialistischen Gesellschaftsordnung von morgen, sowenig wir im einzelnen wissen, wie sich in ihr der Verkehr der Geschlechter regeln wird. Aber auf jeden Fall bringt sie die Befreiung von allen äußeren Schranken. Es war kein Geringerer als Fourier, der große französische Utopist, der in der Liebe der Geschlechter die stärkste Triebfeder in dem Uhrwerk seiner erträumten Zukunftsgesellschaft sah und der auch für seinen Teil die Frage löste, die Karin Michaelis mit ihrem Buche oberflächlich genug angestochen hat. In seiner „Université universelle“ verkündet er, daß das Alter die berausenden Freuden der Menschen seines Harmoniestaates kaum zu mindern vermöge. Sie leben vielmehr in ewiger Jugend, und in den Beziehungen der Geschlechter zueinander spielen selbst große Altersunterschiede keine Rolle.

Gewiß war Fourier ein heillosen Utopist und Phantast, aber nichtsdestoweniger führt der Sozialismus mit der großen Befreiung auch des Weibes ein Zeitalter herauf, in dem keine Küsse ungelüßt bleiben, auch die nicht, die den Frauen im Hochsommer ihres Lebens die Sehnsucht heiß auf die Lippen treibt. Hermann Wendel.

o o o

## Zitronen und Apfelsinen.

Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen,  
Im dunklen Laub die Gold-Drangen glühen,  
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,  
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht?

singt Goethes Mignon in Sehnsucht nach dem sonnigen Süden. Uns, die — um mit demselben Dichter zu reden — „ein graulicher Tag hinten im Norden umfängt,“ uns schickt der Süden jetzt in Hülle herbe Zitronen und köstliche Drangen. Apfelsine, das heißt Apfel von Sina (China), wird die Orange nach ihrem Ursprungslande in ganz Norddeutschland genannt. Zitrone und Orange entstammen derselben Pflanzenfamilie.

Beide Früchte sind geeignet, treffliche Dienste zu leisten im Kampfe gegen den Alkoholismus, denn sie liefern gesunde und billige Getränke, deren man nicht leicht überdrüssig wird. Die Verwendung der Zitrone zu Kühltränken ist allgemein bekannt, wiewohl mancher ihre erquickende Wirkung nur in Krankheitsstagen erfährt. Weniger bekannt ist die warme und die heiße Limonade, die in der kalten Jahreszeit ein wahres Labfal ist. Bei Sporttreibenden ist sie seit langem geschätzt. Als Nansen seine weltberühmte Polarreise machte, wurde an Bord seines Schiffes, der „Fram“, des Abends gewöhnlich ein „Frampunsch“ gebraut, der indes nichts anderes war als eine heiße Zitronenlimonade. Ihre belebende und erwärmende Wirkung bewährte sich in den eisigen Polargegenden auf das Beste. Man sah, es ging auch ohne Alkohol, und der ausgezeichnete Gesundheitszustand der Mannschaft unter außergewöhnlich schwierigen Verhältnissen und bei sehr großen körperlichen Leistungen war die beste Empfehlung der Abstinenz.

Wenig bekannt ist bei uns die Orangeade, der Apfelsinentrank, der gleichfalls kalt und heiß ausgezeichnet mundet. Die natürliche Süße des Saftes bedingt, daß hierbei nur ein kleiner Zuckersatz nötig ist. Sehr gut ist auch eine Mischung von Apfelsinen- und Zitronensaft mit Wasser und Zucker. Zum Auspressen der Früchte bedient man sich vorteilhaft einer gläsernen Zitronenpresse, die für 10 Pf. käuflich ist. Die gesundheitsfördernde und anregende Wirkung der Zitronen- und Orangentränke beruht auf ihrem Gehalt an Fruchtsäure und Zucker. Die Fruchtsäuren gelten erfahrungsgemäß als Vernichter einer Menge von Bakterien im menschlichen Körper, sie fördern außerdem die Verdauung und regen den Appetit an. Der Zucker ist ein vortrefflicher Nährstoff, der von dem Körper unmittelbar ausgenutzt wird. Bei Katarrhen gibt eine Mischung von Zitronensaft, reinem Bienenhonig und heißem Wasser — nach Belieben noch mit Eigelb verquirlt — ein schleimlösendes und beruhigendes Getränk.

Zu Salaten verwende man, wenn irgend möglich, frischen Zitronensaft an Stelle von Essig, der selten von einwandfreier Beschaffenheit ist. Gebackene Fische, gebratene Koteletts und Schnitzel werden durch Beträufeln mit ein wenig Zitronensaft im Geschmack gehoben. Man liebt auch einen Zusatz von einigen Tropfen Zitronensaft zum Tee, dem dadurch etwas von der aufregenden Wirkung genommen wird.

Die Verwendung der Zitronenschale in frischem oder getrocknetem Zustand als Würze für Kuchen, süße Suppen und Breie ist allgemein. Am feinsten wirkt diese Würze, wenn man die Schale der vorher sauber gewaschenen und abgetrockneten Früchte an Würfelzucker abreibt. Solche Zitronenzuckerstückchen lassen sich in einem verschlossenen Glase längere Zeit aufbewahren. Die Schalen ausgepresster Zitronen werfe man nicht gleich fort. Sie dienen, solange sie innen noch feucht sind, zur mühelosen Reinigung für schmutzige Finger. Auch Hühnererier lassen sich damit säubern, bevor man sie kocht.

Harte Zitronen werden saftreich, wenn man sie einige Zeit an einem trockenen dunklen Orte aufbewahrt. Die in Drogerhandlungen käufliche kristallisierte Zitronensäure kann nötigenfalls als Ersatz für frische Früchte dienen. Sie wird auf chemischem Wege aus dem Saft der Zitronen gewonnen. Freilich fehlt den in Wasser gelösten Kristallen das Aroma der frischen Zitrone. Mit einigen Tropfen Apfelsinen- oder Zitronenessenz läßt sich — zum Beispiel bei einer Limonade — auch dem abhelfen. Diese Essenz stellt man her, indem man die dünn abgeschälte gelbe Haut der Früchte ganz fein hackt, in ein verschließbares Glas gibt und mit Kochzucker vermischt. Die sich bildende Flüssigkeit verwende man vorsichtig, um durch ein Zuviel nichts zu verderben.

Die Apfelsine, die alle anderen Fruchtarten an Saftfülle übertrifft, gibt auch einige gute süße Speisen, von denen die einfachsten folgende sind:

**Apfelsinenreis.** Ein Viertelpfund Reis wird in einem reichlichen halben Liter Wasser mit etwas abgeriebener Apfelsinenschale ausgequollen. Kurz vor dem Garwerden der Speise süßt man nach Geschmack und fügt reichlich Apfelsinensaft hinzu. Man kann zum Ausquellen auch Apfelwein und Wasser zu gleichen Teilen verwenden. Einige gezuckerte Apfelsinenscheiben legt man nach dem Erkalten obenauf.

**Süßer Salat von Apfelsinen und Äpfeln.** Apfel werden geschält und in Achtel, diese wiederum in feine Scheibchen geschnitten. Apfelsinenspalten werden zerschnitten, gezuckert und mit den Äpfeln gemischt. Der Salat muß 1 bis 2 Stunden durchziehen. Man kann ihn verändern und gehaltreicher gestalten, indem man einige feingeschnittene Nüsse oder Bananenscheibchen hinzufügt.

**Drangenmarmelade** ist ein vorzüglicher Aufstrich für Weißbrot und Zwieback, ein angenehm schmeckendes Nahrungs- und Genussmittel, das auch dem schwachen Magen wohlbekommt. Der Februar ist die beste Zeit zur Bereitung dieser Konserve. Von recht süßen Apfelsinen, denen man einige bittere Drangen beifügen kann, entfernt man Schale und Kerne. Die Apfelsinenschale wird mit kaltem Wasser bedeckt zu Feuer gebracht und weichgekocht. Dann legt man sie noch ein Weilchen in kaltes Wasser. Die gelbe Schale wird darauf von der weißen abgezogen und in feine Streifen geschnitten. Auf jedes Pfund vorbereiteter Früchte rechnet man ein Pfund ungeblauten Zucker. Einen unverfärbten Emaille-, Aluminium- oder Bismuttopf reinigt man sorgfältig mit kochendheißem Sodawasser. Der Zucker wird mit wenig Wasser hineingegeben und das in Scheiben geschnittene Apfelsinenfleisch mit den Schalenstreifen hinzugefügt. Alles zusammen wird unter fleißigen Rühren dick eingekocht. Das Schalenwasser wird am besten nicht mit verwendet, da es die Marmelade zu bitter machen würde. In gut verschlossenen Gläsern oder Steintöpfen aufbewahrt, hält sich diese Marmelade sehr lange. M. Kl.



## Herakles.

Von Adam Asnyk.

Herakles hießen ihn der Griechen Sagen,  
Doch anders wird in Wahrheit er genannt;  
Er heißt das Volk; in Sklaverei gebannt,  
Hebt rastlos er den Arm zu harten Plagen.

Geduldig, stark, mit wenigem zufrieden,  
Das Löwenfell um seinen nackten Leib,  
Erbebt er vor dem Herrn, scheu, wie ein Weib,  
Und hilft die eignen Ketten willig schmieden.

Ein Held, vollbringt er spielend Riesenwerke,  
Gar fürchtbar anzuschauen in seiner Stärke.  
Und dennoch dient und front er überall,

Den Blick gesenkt zur Erd'; und höhrend lachen  
Ob seiner Hände Schmutz die Feigen, Schwachen...  
Er schweigt und reinigt des Auglas Stall.

o o o

## Wie Klein-Zanek sterben mußte.

Von Ketty Guttmann.

Es war in einer Fabrikstadt Russisch-Polens. Eine Stadt, die aussieht wie ein ungeschlachtetes, ungewaschenes, mürrisches Riesenkind, das die gigantischen Glieder nur träge hebt — das aber Ströme von ungeweckter, ungeheurer Kraft in sich trägt, eine Kraft, die Berge versetzen kann, eine Kraft, die strahlende Wunder vollbringen wird in der Zukunft. Es war eine Fabrikstadt, in der es nur ganz wenige reiche, sehr reiche Leute gab und eine Unmasse zerlumpter, verhungertes, unmoralischer Habenichtse.

An einer Straßenkreuzung konnte man das eigentümliche Leben dieser Stadt besonders gut beobachten. Die Straßen waren mit einer unglaublich hohen Schmutzhaut bedeckt, die jezt, im Winter, gefroren, beschneit, aufgetaut und wieder gefroren war. An den Gassen, in denen die warmen, trüben Abwässer der Fabriken flossen, hatte die halbmeterhohe Schmutzlage einen Bruch, an dem man das Muster geologischer Schichtungen studieren konnte. Die Häuser waren nicht alt; nicht älter vielleicht wie die Industrie hier. Aber sie waren leichtfertig und hastig gebaut und gänzlich verwerflich. Darum fiel der Stuck von ihren Fassaden, darum hingen die Fenster windschief in den Angeln. Die Häuser sahen verkommen und trübselig aus. Mit Planen verschlagene Lagerplätze gab es zwischen diesen Häusern, und naive winzige Hüttchen, die nur ein Geschloß hatten und noch aus der Zeit stammten, da man in der Stadt nur Ackerwirtschaft und Hausweberei kannte. Eine mächtige, düsterrote, vierstöckige Zwingburg stand dazwischen mit stinkenden Schloten und einem surrenden, fauchenden, unermüdblichen Lärm, der weit hinaus auf die Straße drang; eine der Riesenfabriken.

Hier an der Straßenkreuzung drängte sich ein beläubendes Durcheinander von Frachtfuhrwerken, klapprigen Droschken, eiligen Passanten. Fluchen und Schreien betrunkenen Kutschers, aufgeregter Juden, ängstlicher Passagiere tönte durcheinander, die eilten, den Zug nicht zu versäumen — um die eine Ecke herum stand der Bahnhof.

Aus dem dreit offenen Torweg des Güterbahnhofs holperten die Lastfuhrwerke in ununterbrochener Reihe; zumeist hochgeladene Kohlenfuhrwerke mit Futter für die glühenden Maschinen der Fabriken.

Auf dem schmalen Trottoir standen allerhand obskure Gelegenheitsmacher herum. Die anständigen Fuhrleute, meist Juden, deren speckige, lange Röcke bis unter die Arme zerklüfft waren, und die sich in allerhand Lumpen eingewickelt hatten, um der Kälte einigermaßen zu wehren. Diese Fuhrleute hatten nichts Schlechtes im Sinn; sie waren hier mit ihren erbärmlichen Wägelchen und den zerbeulten, todtraurigen Mähren davor und warteten auf ein Geschäftchen — auf eine Fuhr oder so. Aber da waren auch andere! Verwegene, düstere Kerle, die die rechte Hand in der Brusttasche hatten, auf eine so verdächtige Weise, wie sie Straßenräuber zu halten pflegen. Es gab hier manchmal Ubersälle auf reiche Leute, die vom Bahnhof kamen, oder auf die Geldtransporte der Post, die auch an dieser Kreuzung vorüber mußten. Dann war da ein minder gefährliches, flinkes Heer von Taschendieben, alte und junge.

Und noch eine besondere Art von Gelegenheitsmacher war hier. Kleine, kleine Jungens, die Kohlen stahlen. Zu denen gehörte unser Zanek. Das Kohlenstehlen war nicht schwer. Das

brachten die Schwächsten und Ungeschicktesten fertig; aber auch dazu war der Zanek eigentlich noch zu klein. War er doch kaum drei bis vier Jahre alt und konnte beileibe noch kein A aussprechen. Seine Mutter hatte ihn eingewickelt, so gut sie konnte; denn es war eine unbarmherzige Kälte. Schuhe hatte Zanek nicht. Am linken Fuße war mit Bindfaden eine Sammlung von Lumpen befestigt, der rechte steckte in einem zerrissenen Frauenzugstiefel. Da, wo sich das Oberleder von der Sohle dieses Ungeheuers gelöst hatte, guckte ein scharlachrotes, verquollenes Fleischklümpchen hervor: das winzige erfrorene Füßchen des kleinen Zanek. Eine weite, grobe Hose hatte das Jüngelchen an, deren Boden ihm bis zu den Füßen herabhing, und die klappersteif gefroren war; denn Zanek konnte sie nicht aufmachen, wenn er ein Bedürfnis hatte. Der Oberkörper war in Lumpen gehüllt, und das Kindergeßichtchen wurde fast ganz verdeckt von der spitzen Tuchmütze, die der Kleine über die Ohren gezogen hatte. Man mußte genau zusehen, wenn man seine Augen entdecken wollte — die bläulich schimmernden, unschuldigen Augen eines kleinen Kindes. Die Nase troff ihm, und er weinte leise und inbrünstig in sich hinein. Von einem Füßchen auf das andere trippelte er vor Pein und plagernder Kälte; er flüsterte in seinem Kinderwelsch abgerissene Worte vor sich hin. Sein Riesensack, den er in klammen Fingern hielt, war leer, ganz leer! Zanek hatte nicht den Mut, zwischen die Wagen zu rennen und Kohlen aufzulesen. Er hatte eine rasende Angst vor den schnaubenden, prustenden Pferdeldöpsen, vor der pfeisenden Peitsche des Kutschers.

Es war ja kinderleicht, die Kohlen aufzulesen; man mußte sich bloß beeilen, daß man nicht unter die Räder des folgenden Wagens geriet. Daß die Kohlen herunterfielen, dafür war gesorgt. Zwei, drei lähne Jungens taten weiter nichts, als stets hinten auf die fahrenden Wagen zu springen und in rasender Hast mit blutenden Fingern die scharfen Kohlenstücke von dem Wagen zu werfen; einige große Stücke, dann kollektierten noch immer einige nach. Hiebe setzte es ja dabei ab, aber die Jungens lachten und zeigten die Zunge. Die Säcke der Herabwerfer wurden von den anderen, die sich zwischen den Rädern und den Pferdehufen tummelten, mit gefüllt.

Der Tag begann sich zu neigen. Aus den Straßenwinkeln krochen giftige Dünste. Die Kohlenwagen kamen nicht mehr so häufig; sie würden bald ganz aufhören. Klein-Zanek wimmerte in Verzweiflung. Kein Stückchen Kohle im Sack, ein schreckliches, nagendes Gefühl im Leibe: Hunger! Und es war so kalt! Peinigen ohne Kohlen? Und die Mutter, die so schrecklich weinte und ihn so jämmerlich zerschlug, wenn er nichts brachte! Sonst gaben ihm die Kameraden wohl ein paar Stückchen. Aber heute hatten sie selbst nicht so viel wie sonst. Es waren heute weniger Kohlenwagen. Wenn nun gar keiner mehr käme? Solange sie da vorbeiratterten, hatte er immer gehofft, es könne doch vielleicht ein Stückchen zu ihm hinüberfliegen. Ein Splitterchen und noch eines. — Aber nun waren die Wagen bald zu Ende! Zanek durfte sich nicht fürchten vor den Pferdeldöpsen. Er mußte auch wie die anderen unter die Räder, wo die glänzenden schwarzen Kohlen blinkten — viele, und immer neue flogen hinzu.

Der kleine Kohlenfucher machte ein paar schüchterne Schritchen auf den Fahrweg, blickte sich verängstigt nach allen Seiten um, kehrte zurück und legte seinen zerlumpten großen Sack neben die Hufe, schlich vorsichtig wieder zu den Wagen — ein Augenblick bebender Angst, dann mutig rasch hinter einen Wagen, dem sofort die großen Köpfe der Gänse des anderen Wagens folgten — Ah, die schönen Kohlen! — Das Kind verstand nicht wie seine erfahrenen Kameraden, im richtigen Takt zwischen den Wagen durchzulaufen und im Fluge die Kohlen aufzulesen. Es hatte auch seinen Sack nicht dabei. Es stand still und lud sich glücklich die Arme voll Kohlen und — da! da war es geschehen!

Wie hätte der Kutscher den winzigen Dieb bemerken sollen! Wie wäre es ihm möglich gewesen, schnell in der trottelnden Reihe still-zuhalten! Und den Schrei, den dünnen Kinderschrei hörte er auch nicht im Lärm.

So ging ein Wagen über das kleine Körperchen — der zweite zermalmt, was noch Form an ihm hatte. Die Pferde des dritten Wagens aber blieben stehen, hoben die Köpfe, legten die Ohren zurück und schnaubten mit einer Gebärde des Entsetzens in den weit aufgerissenen Augen. Da merkte man denn, daß etwas passiert sei. Und sie zogen das zermalnte Kind aus den Rädern. Das arme zerquetschte Köpchen baumelte am Klumpen — den Leib hatten die erbarmungslosen Hufe aufgerissen. — Sie riefen einen der mäßigen Judenfuhrleute, der den kleinen Zanek fortschaffte in die Leichenhalle des Friedhofs. —

Verantwortlich für die Redaktion: Frau Maria Jettin (Bundel), Wilhelmshöhe, Post Degerloch bei Stuttgart.

Druck und Verlag von Paul Singer in Stuttgart.